

Früher unverzichtbar – heute nur noch ein Kuriosum? Das Museum für Kommunikation hat die Berliner Telefonbücher von 1881 bis 1902 digitalisiert

Claudia Loest (Museum für Kommunikation Berlin / Bibliothek)

„Alle Bücher sind zu dick. Nur dieses nicht!“ hat Marcel Reich-Ranicki im Jahr 2000 begeistert ausgerufen. Ein solcher Werbeanspruch war von dem Literaturpapst selten zu hören, zumal über ein Buch, das eher keinen literarischen Anspruch verfolgt, sondern ein Nachschlagewerk im schlichtesten Sinne sein wollte. Um es in den Worten des Literaturkritiker zu sagen: „Hier triumphiert die Sachlichkeit!“

Genau genommen handelt es sich gar nicht um ein Buch, sondern um eine Buchgattung, die, als der Vielleser im Auftrag der Telekom für sie so lautstark Werbung machte, schon vom Aussterben bedroht war. Die Rede ist vom amtlichen Telefonbuch, das über Generationen hinweg in nahezu jedem Haushalt, in Restaurants und Bibliotheken zu finden war. Dick waren die Bände wirklich. Die Ausgabe für Berlin musste im Jahr 2000 in zwei Bänden erscheinen, weil sie über 3.200 Seiten umfasste. Für das erste Berliner Telefonbuch, das vor 140 Jahren erschien und auch das erste in Deutschland überhaupt war, genügten 37 Seiten, denn es hatte nur 187 Einträge. Aktuell sind in ca. 18 Millionen Exemplaren der 164 Telefonbücher der Bundesrepublik nur rund 18,9 Millionen Einträge zu finden, ein großer Teil der Menschen mit (Mobil-) Telefon verzichtet mittlerweile auf eine Eintragung in diesem Verzeichnis.

Mit jeder Neuauflage wurde die Vorgängeredition in der Regel weggeworfen oder zweckentfremdet. Etwa als Ersatz für abgebrochene Möbelfüße oder um Kinderstühle in Restaurants zu erhöhen. So oder so, Telefonbücher waren Gebrauchsobjekte. Sie verzeichneten nicht nur die Telefonnummern der Fernsprechteilnehmenden, sondern waren auch ein Nachschlagewerk für so ziemlich alle Adressen des betreffenden Gültigkeitsbereichs. Heute wäre ein solch freizügiger Umgang mit Privatadressen und -telefonnummern kaum noch denkbar.

Besonders zerlesen wurden die Telefonbücher in Telefonzellen. Einst waren diese postgelben Minihäuser, in denen eigentlich nur eine Person sich stehend aufhalten konnte, Rettungsanker der Kommunikation.

Heute sind sie nahezu aus dem Stadtbild verschwunden. Genauso wie die Telefonbücher, die mit dem Einzug des Internets im Alltagsleben nur noch als Kuriosum wahrgenommen werden, wenn die neueste Ausgabe palettenweise in Supermärkten ausliegt.

Das Museum für Kommunikation Berlin hat nun die ersten beiden Dekaden der Berliner Telefonbücher digitalisiert und ins Netz gestellt.

Telefonbücher im Dienste des Telefons

Bevor es Telefonbücher geben konnte, musste das Telefon erfunden werden. Nicht nur das. Die Erfindung musste zur Marktreife gelangen und die dazugehörigen Netze mussten ausgebaut werden. Das „marktreife“ Telefon ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Wie für so manche „Schöpfung“ war das Industriezeitalter geeignet dafür, die Kommunikationstechnologien zu revolutionieren. Einen Prototyp des Telefons präsentierte 1861 der hessische Physiker und Lehrer Philipp Reis vor der Physikalischen Gesellschaft in Frankfurt am Main. Das Patent für diese technische Erfindung meldete schließlich 1876 der Brite Alexander Graham Bell in den USA an, was allerdings zu weiteren Patentstreitigkeiten mit anderen Erfindern wie Elisha Gray und Thomas Alva Edison führte.¹

Aber zurück ins Berlin des Jahres 1877. Heinrich von Stephan, als preußischer Generalhofpostmeister auch für die Telegrafie zuständig, las in der Zeitschrift „American Scientific“ vom 6. Oktober 1877 von Bells Telefonapparaten. Er erkannte die Tragweite dieser Erfindung, denn bereits am 18. Oktober bestellt er einen Satz dieser neuen Geräte. Schon sechs Tage später bekommt er vom Leiter des Londoner Haupttelegrafenamts, mit dem er befreundet war, zwar nicht die in Amerika bestellten, aber doch einige Exemplare dieser neuartigen Apparate.

So kam es, dass, nur 20 Tage nach Erscheinen des Artikels in der amerikanischen Fachzeitschrift, der 26. Oktober 1877 als der Geburtstag des deutschen Fernsprechers

in die Geschichte einging. Denn an diesem Tag überbrückte Heinrich von Stephan mit den Bell'schen Geräten die kurze Distanz vom Generalpostamt in der Leipziger Straße 15 zu dem Generaltelegraphenamt in der Französischen Straße 33 und bewies: Gespräche lassen sich in Echtzeit von verschiedenen Orten aus führen. Auch die erheblich größere Entfernung von 61 Kilometern nach Brandenburg an der Havel konnte mit den neuen Geräten überbrückt werden, was der Generalhofpostmeister bereits Ende Oktober ausprobierte.²

Die Einführung des Fernsprechers in Deutschland zeigt aber auch, was Heinrich von Stephan alles in die Waagschale warf, um die neue Kommunikationstechnik durchzusetzen. Sowohl technische, wirtschaftliche als auch politische Verbindungen (um im Bild zu bleiben) wurden aktiviert: Werner Siemens verbesserte das Bell-Telefon und baute in der, 1847 mit Johann Georg Halske gegründeten, Telegraphen-Bau Anstalt Siemens & Halske die neuen Geräte. Die benötigten Fernsprechkabel produzierten die Mülheimer Carlswerke, die bereits unterirdisch verlegbare Telegrafenkabel herstellten.

Reichskanzler Bismarck wurde von Heinrich von Stephan ständig über den Stand der Dinge auf dem Laufenden gehalten. Denn beide, der Politiker wie der Postmeister, sahen das Potenzial der neuen Technik. Die erste Berliner Vermittlungsanlage der Stadtfernsprecheinrichtung ging am 1. April 1881 an den Start – mit gerade einmal 100 Teilnehmenden. Diese geringe Zahl mag den spöttisch anmutenden Titel des am 18. Juli bei der Fernsprech-Vermittlungs-Anlage in Berlin erschienenen „Verzeichnisses der bei der Fernsprecheinrichtung Beteiligten“ erklären. Damit ist der 18. Juli 1881 auch der Geburtstag des ersten deutschen Telefonbuchs!

Deutschlands erstes Telefonbuch – Das Buch der Narren

Im Gegensatz zu Heinrich von Stephan war die Mehrheit der Menschen jedoch skeptisch gegenüber dem Fernsprecher, was sich in dem wenig schmeichelhaften Beinamen äußerte, den der Volksmund dem Verzeichnis gab: „Buch der Narren“.



Denn als solche wurden die angesehen, die der neuen Technik eine Chance gaben (oder sich dem Aufruf Heinrich von Stephans in Berliner Zeitungen Mitte Juni 1880 nicht entziehen konnten, Teilnehmende am Berliner Fernsprechnet zu werden). Anhand der Namen dieses „Buchs der Narren“ lässt sich eine besondere Gesellschaftsschicht im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts rekonstruieren. Denn, wie die Publizistin Gerhild H. M. Komander nachgewiesen hat, kosteten der Eintrag in das Verzeichnis und die Anschaffung des Fernsprechgeräts jährlich so viel wie fünf Übernachtungen im Central-Hotel (mit Service und Licht): 200 Mark.³

Nichtsdestotrotz wurden die Narren immer mehr. Dass noch im Jahr 1881 in kurzer Folge fünf weitere Ausgaben (1. August, 8. August, 1. September, 1. Oktober und 7. Dezember) des Verzeichnisses erschienen sind, belegt die Dynamik einer rasanten Entwicklung, die sich jetzt auch auf der Webseite historische-telefonbuecher.de nachvollziehen lässt.

Schon 1931 war die Zahl der Telefonschlüsse im Oberpostdirektionsbezirk Berlins explosionsartig auf etwa 300.000 gestiegen. Der Postrat Friedrich Ludwig Vocke widmete dem „Berliner Fernsprechkbuch“ aus Anlass seines 50-jährigen Erscheinens in der Zeitschrift „Archiv für Post und Telegraphie“ eine umfassende 16-seitige Rückschau, die noch heute die Lektüre lohnt.⁴ Denn Vocke lenkt den Blick auf die Praxiswirklichkeit jener, die aus Sicht der Post den „Laden am Laufen“ hielten. Der Ausbau des Fernsprechnetzes in Berlin steht exemplarisch für den Siegeszug der

Abb. 1: Gut gesichert im Magazin der Bibliothek – „Verzeichniss(e) der Teilnehmer an der Stadt-Fernsprecheinrichtung in Berlin nebst Anhängen 1881–1900“. Foto: Claudia Loest

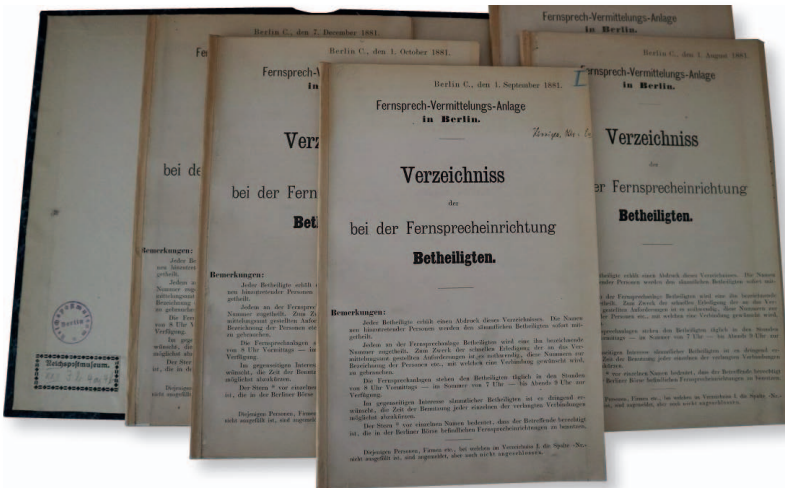


Abb. 2: „Verzeichniss der bei der Fernsprecheinrichtung Betheiligten“.
Foto: Bibliothek / Museum für Kommunikation Berlin.

Telefonie in Deutschland. Innerhalb kürzester Zeit gab es auch für andere Städte des Deutschen Kaiserreichs Teilnehmerverzeichnisse der Fernsprechnetze.

Aber das erste Berliner Telefonbuch von 1881 sollte über die Jahre immer wieder neu aufgelegt werden. Das erste bekannte vollständige Faksimile des „Buchs der Narren“ wurde, angereichert mit vielen zeitgenössischen Abbildungen und Erläuterungen zum Medium Fernsprecher, 1959 vom Deutschen Adressbuch-Verlag für Wirtschaft und Verkehr in Darmstadt herausgegeben. Ein Zusatz auf der letzten Seite lautet: „Der Nachdruck des ‚Verzeichniss der bei Fernsprecheinrichtung Betheiligten‘ wurde freundlicherweise genehmigt vom Herrn Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen. Das Original befindet sich im Bundespostmuseum, Frankfurt am Main, Schaumainkai 53.“⁵ Im Zuge des 2019 umgesetzten Digitalisierungsprojekts der ersten zwanzig Jahre der Berliner Fernsprechnetze sollte dieser Hinweis noch äußerst hilfreich werden.

Das von Gerhild H. M. Komander herausgegebene Buch geht einen anderen Weg. Wenn auch das „Verzeichniss der bei der Stadtfernsperecheinrichtung Betheiligten“ teilweise faksimiliert, teilweise neu gesetzt abgedruckt ist, so reichert sie die Publikation mit vielen Informationen zur Historie der Telefonie an und bindet die Fakten zeithistorisch in die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse ein.

Zudem stellt sie einige der „Narren“ mit Adresse, Telefonnummer und ihrer dama-

ligen Rolle in der Stadt vor. So weist sie darauf hin, dass die Börse allein neun Telefonanschlüsse hatte, aber auch, welche Banken, Pressehäuser, Fabriken, Handels- und Gewerbetfirmen an das Fernsprechnetz angeschlossen waren. Auch einige Inhaber der wenigen privaten Anschlüsse hat Gerhild H. M. Komander recherchiert. Das Verhältnis von Gewerbetreibenden und privaten Fernsprechteilnehmenden sollte sich im Laufe der Jahre umkehren. Das Telefonbuch wurde unter anderem zu einer Quelle, um Menschen aufzufinden. Oder wie es Marcel Reich-Ranicki ausdrückte: „Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen. Da finden Sie auch alte Bekannte.“

Exkurs: das Amtliche Fernsprechbuch Berlins von 1941

In der Geschichte der Berliner Telefonbücher hat das Amtliche Fernsprechbuch für den Bezirk der Reichspostdirektion Berlin aus dem Jahre 1941 eine besondere Bedeutung, denn es ist das letzte, in dem noch Juden – allerdings schon mit den Zwangsvornamen Sara und Israel – verzeichnet sind. Der Jurist und Autor Helmut Jäckel macht sich in „Menschen in Berlin“ auf 400 Seiten mithilfe dieses Fernsprechbuchs auf Spurensuche nach Berliner Bewohner*innen, die dort mit ihren Adressen und Telefonnummern verzeichnet sind.⁶

Diese 1941er-Ausgabe ist in den gängigen Online-Portalen immer wieder einmal erhältlich. Eine Recherche im Februar 2021 förderte acht Kaufangebote zutage. Die Erklärung, warum dieses über 1.500 Seiten dicke Fernsprechbuch heute noch so oft auf dem Markt ist, erklärt sich u. a. aus der Verfügung des Reichspostministers Wilhelm Ohnesorge vom „Ausschluss der Juden vom Fernsprechverkehr“ vom 29. Juli 1940. Zu Ende August 1940 wurden den Juden die Anschlüsse gekündigt. Es gab nur wenige, die zunächst ihre Anschlüsse behalten durften, beispielsweise die ihrer Berufsbezeichnung beraubten Anwälte, Ärzte, „Rechtskonsulenten, Krankenbehandler“, Personen in privilegierten sogenannten Mischehen sowie einige jüdische Organisationen.⁷ Das macht diese Ausgabe des Berliner Telefonbuchs zu einer wichtigen zeithistorischen Quelle.

Berliner Fernsprechbücher in der Bibliothek des Museums für Kommunikation Berlin

So wie die jetzige Museumsbibliothek die 150-jährige Geschichte des Museums spiegelt, das sich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs immer wieder neuen Realitäten anpassen musste, so eigen scheint auch die Geschichte ihrer Telefonbuchsammlung zu sein. Während es zu einzelnen Aspekten bereits Publikationen gibt, z. B. zu der Geschichte der Gebrauchsanweisungen für Telefone⁹, wurde zur Historie der Telefonbuchsammlung bislang nicht ausführlich geforscht.

Dabei lässt sich die Geschichte der Stadt Berlin (auch) anhand ihrer Telefonbücher erzählen. Seit 1871 Reichs-Hauptstadt, nach dem Zweiten Weltkrieg geteilt, wobei ein Teil der Stadt ab 1949 Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik war, ist Berlin inzwischen Bundeshauptstadt, was sich eben auch an diesen für jeweils nur eine beschränkte Zeit gültigen Fernsprechbüchern ablesen lässt.

Wenn auch Literaturrecherchen gezeigt haben, dass die vorhandene Sammlung nicht ganz vollständig ist, kann diese doch als ziemlich einmalig bezeichnet werden. Zu dem Bestand zählen auch die Konvolute der Telefonbücher aus den Bibliotheken des 2008 geschlossenen Museums für Kommunikation Hamburg (von 1895 bis 1945/49) sowie aus der aufgelösten Bibliothek des Museums für Kommunikation in Nürnberg. Als „Beifang“ kamen damit immer wieder historische Telefonbücher aus anderen Städten hinzu, u. a. einzelne historische Ausgaben aus dem bayerischen Raum.

Für Wissensdurstige empfiehlt die Verfasserin eine Recherche im WebOPAC der Museumsstiftung Post und Telekommunikation: www.bibliothek.mspt.de. Unter den aktuell 315 Treffern (Februar 2021) stehen auf der ersten Trefferseite frühe Verzeichnisse aus Städten wie Braunschweig (1886), Hannover (1887) oder Metz (1890). Vermutlich sind diese Exemplare durch die „Anbindung“ an die Post vorhanden bzw. griff hier das bibliothekarische Gesetz: Wo (Telefon-)Bücher vorhanden sind, kommen

weitere dazu. Auf ganz unterschiedlichen Wegen.

Als Folge der Wiedervereinigung 1990 und der Privatisierung der Bundespost entstand 1995 die Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Das hatte zur Folge, dass das West-Berliner Post- und Fernmeldemuseum geschlossen wurde und die Sammlungen (mit den Bibliotheksbeständen) zusammen mit der in Fachkreisen berühmten Philatelistischen Bibliothek aus der Lübecker Straße in Berlin-Moabit sowie dem Bestand des Postmuseums der DDR an dem alterwürdigen, zur Jahrtausendwende in altem-neuem Glanz erstrahlenden Museumsgebäude wieder einmal in neue Räume umzogen.

Weil die ehemals West-Berliner Bibliotheksmenschen die Bestände mit posthistorischer Kenntnis systematisch erschlossen hatten, während in Ost-Berlin aus Platzgründen eine Numerus-Currens-Aufstellung zur Anwendung kam, behielt die frühere Bibliotheksleiterin aus pragmatischen Gründen für den neuen Lesesaal die systematische Aufstellung bei.

In diesem sogenannten Urania-Bestand befanden sich wertvolle Rara-Bestände, aber eben auch einige Berliner Fernsprechbücher. Den größten Teil der heutigen Sammlung verdanken wir jedoch einem Berliner Postbeamten, der sein Büro räumen musste und diese alten Verzeichnisse sicher bewahrt wissen wollte. Er rief in der Bibliothek des Museums an, woraufhin die frühere Bibliotheksleiterin Irmgard Krause zu ihm fuhr, um diese seltene Sammlung persönlich abzuholen.

(Berlins) kulturelles Erbe – Fernsprechbücher?

Wie oben ausgeführt, waren Telefonbücher früher als Verbrauchsverzeichnisse überall vorhanden und wurden viel genutzt, sind aber heute in erstaunlich wenigen Archiven und Bibliotheken erhalten. Insbesondere betrifft das die ganz frühen Ausgaben zahlreicher Städte und Gemeinden.

Die Telefonbuchsammlung des Museums für Kommunikation Berlin stand lange Jahre im Lesesaal der Bibliothek zur Einsicht



Abb. 3 + 4:
Berliner Telefonbücher
(ab 1949) im Lesesaal der
Bibliothek. Zur Erläuterung:
graue Bände = Ost-Berliner
Bestand von 1955 bis
1989, die Reihe darunter
West-Berlin, dieselbe Zeit.
Foto: Benedikt Behm-Henkel



den Nutzenden zur Verfügung. Da der Zustand der ohnehin durch ihr Alter gefährdeten Verzeichnisse durch die Nutzung sich weiter verschlechterte, entschied sich die Verfasserin schweren Herzens 2009 dazu, die Sammlung für die Nutzung zu sperren und sie ins Magazin zu stellen. Gleichzeitig wurde nach Wegen gesucht, die Sammlung zu digitalisieren, zumal die Nachfragen zu unterschiedlichen Suchaspekten nie abrisen.

Etwas neidisch schaut man da – in einer kleinen Museumsbibliothek als Allrounderin mit tausend Dingen beschäftigt, „um den Laden am Laufen zu halten“ und alle Wünsche und Begehren der eigenen Kol-

leg*innen sowie der Nutzenden vor Ort und über alle anderen „Kanäle“ zu erfüllen – auf etablierte Digitalisierungsprozesse bei den „Großen“. Nichtsdestotrotz bewarb sich das Museum für Kommunikation mit dem Antrag „Vom ‚Buch der Narren‘ zum wiederentdeckten Informationsspeicher Berlins. Erste Fernsprechbücher 1881–1900“ erfolgreich für das Förderprogramm „Digitalisierung 2019“ bei der Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa.

Wie gut, dass man bei solchen Vorhaben vorher nicht wirklich weiß, worauf man sich einlässt. Ein Projekt, wie die „Digitalisierung von Bibliotheksmedien“ ist eines dieser Abenteuer, die – zumal wenn sie neben dem Alltagsgeschäft in einer Bibliothek geleistet werden müssen – einem unglaublich viel abverlangen.

Die Begleitung des Digitalisierungsprozesses nach DFG-Vorgaben war der leichteste Teil des ganzen Projekts, denn er wurde von erfahrenen Mitarbeiter*innen eines Dienstleisters durchgeführt. Danach fiel der Verfasserin erst einmal ein großer Stein vom Herzen, denn endlich waren die so gefährdeten Daten der Telefonbücher gesichert.

Nachdem die Digitalisate an die Bibliothek geliefert und einer ersten Durchsicht unterzogen wurden, war das Erstaunen groß, dass neben dem Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der umliegenden Orte und Gemeinden, wie Potsdam, auch weiter entfernte Städte, wie Magdeburg oder Stettin, in „unseren“ Telefonbüchern enthalten waren. Damit wurde eine erweiterte Metadatenerfassung für die Darstellung im Internet nötig. Es mussten zu jeder Ausgabe akribisch die beigefügten Anhänge von Adlershof bis Zehlendorf erfasst werden, um sie später über Suchmaschinen und andere Suchstrategien indexierbar machen zu können. Dazu wurde übergreifend ein Schema erarbeitet, um die beschreibenden Metadaten für alle Ausgaben erfassen zu können.

Es ist ein enormer Gewinn, dass so groß angelegte Digitalisierungsvorhaben, verbunden mit solch gut verzahnten Datenbanken wie der Zeitschriftendatenbank und der Deutschen Digitalen Bibliothek, da-

rauf hinwirken, dass Bibliotheksstandards wie (beschreibende) Metadaten in Katalogen vereinheitlicht werden, weil dadurch bislang buchstäblich verborgene Bestände wieder auffindbar sind und an das Licht der Öffentlichkeit geholt werden können.

Die Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa⁹ unterstützt kleine und große Kulturinstitutionen seit Jahren bei der Digitalisierung von Berlins kulturellem Erbe. Während in den großen Häusern wie der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz seit Jahren standardisierte Workflows für die bestandserhaltende Digitalisierung etabliert sind und die Auffindung der Digitalisate in verschiedenen internen und externen Datenbanken für die interessierte Öffentlichkeit gewährleistet wird, ist die digitale Transformation von kulturellem Erbe in kleineren Institutionen noch nicht in allen Schritten eingeführt.

Um so mehr ist es zu begrüßen, dass die geförderten Organisationen das Forschungs- und Kompetenzzentrum Digitalisierung Berlin – digiS während der Projektphase als kompetente und hilfreiche Einrichtung an die Seite gestellt bekommen.¹⁰ Das 2012 gegründete und am Zuse Institute Berlin (ZIB) angesiedelte Kompetenzzentrum versteht sich als Einrichtung zur spartenübergreifenden Beratung, Koordinierung und Unterstützung von Digitalisierungsprojekten.

Zu Beginn des Förderzeitraums wurde den beiden digiS-Kolleg*innen bei einem Besuch in der Bibliothek das Projekt in einzelnen Arbeitspaketen genauer vorgestellt. Dabei (und in wirklich jeder Phase des Projekts) standen die zwei dem Team der Bibliothek mit Rat und Tat, mit Ideenreichtum, mit Kenntnis der Materie und einem ausgezeichneten Netzwerk zur Seite. Diese Serviceeinrichtung ist ein entscheidender Faktor zur erfolgreichen Durchführung der Digitalisierung von Berlins kulturellem Erbe! Die Annahme der Förderung beinhaltet aber natürlich auch Pflichten seitens der Förderungsnehmer. In den Quartalsberichten, in denen über den Stand des Projekts Rechenschaft abgelegt werden muss, konnten aber auch unvorhergesehene Störungen erläutert werden – die dann gemeinsam behoben wurden.

Web-Präsentation der Telefonbücher

Für die Ansicht im DFG-Viewer, auf den die Webseite *historische-telefonbuecher.de* verlinkt, sowie für die Datenlieferung an die Deutsche Digitale Bibliothek wurden aus den einzelnen JPGs pro Seite „Datencontainer“ im Metadatenformat METS/MODS erzeugt.

Zusätzlich wurde pro Telefonbuch eine durchsuchbare und mit einem ausführlichen Inhaltsverzeichnis angereicherte Datei erzeugt, die über den Downloadbutton auf den eigenen Rechner kopiert werden kann. Der Umstand, dass diese frühen Verzeichnisse nicht in Fraktur, sondern in maschinenlesbarer Antiqua veröffentlicht wurden, erleichterte die optische Zeichenerkennung ungemein.

Dass beispielsweise die Bilddatenbank der Museumsstiftung Post und Telekommunikation für die Digitalisate zur Ansteuerung eingebunden werden konnte, war anfangs nicht im Rahmen des Denkbaren. Der Kreis der in der eigenen Institution an dem Projekt beteiligten Personen erweiterte sich zusehends. Und so war es die Gesamtheit der individuellen Kompetenz aller Beteiligten, die das Projekt gelingen ließ. Als Beispiel sei die damalige Medienreferentin der Stiftung, Melanie Lauer, genannt, die ihre Erfahrungen bei der Erstellung einer Webseite für die historischen Telefonbücher zur Verfügung stellte und dabei immer eine stringente Gestaltung für eine selbsterklärende spätere digitale Nutzung im Blick behielt.

Die anfängliche Skepsis im eigenen Haus gegenüber der digitalen Verwertbarkeit der ersten Berliner Telefonbücher im Netz wich im Laufe der Zeit einem immer größer werdenden Interesse an diesem ersten größeren Digitalisierungsprojekt der Museumsbibliothek. Eine schöne Bestätigung all der Mühe und Überstunden war dann das große Medieninteresse, das die Veröffentlichung der digitalisierten Telefonbücher auslöste.

Wer nutzt bislang die digitalen Angebote?

Aber auch in der bibliothekarischen Fachcommunity werden die Telefonbücher beworben. Ein erster Schritt war die Kata-

logisierung des Angebots in der Zeitschriftendatenbank (ZDB) und in der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek (EZB), was die Auffindbarkeit der Telefonbücher erheblich erhöht. Die Zugriffszahlen auf die Webseite zeugen ebenso für die rege Nutzung des Angebots wie die dankbaren Reaktionen, die die Bibliothek erreichen.

Ver mehrt schauen auch Stadthistoriker*innen in die nun öffentlich zugänglichen Verzeichnisse. Und manch einer, der aus privatem Interesse in die alten Telefonbücher schauen möchte, wie der einst ver tröstete Nutzer, dem vor Jahren der Einblick in die analogen Telefonbücher, die zu zerfallen drohten, verwehrt werden musste. Er wollte nach allen Restaurants des früheren Vororts Friedrichshagen am Müggelsee blättern suchen. Das kann er nun bequem von zu Hause aus tun.

Nein, Telefonbücher sind „nicht redselig oder gar geschwätzig“, wie Marcel Reich-Ranicki in einem seiner Werbeslogans für dieses in früheren Zeiten so wichtige Nachschlagewerk betont. Und auch wenn sie heute kaum mehr gebraucht werden, weil es seit 1997 eine Webseite des Verzeichnisses der aktuellen Festnetzanschlüsse in Deutschland gibt, so können die historischen „Verzeichnisse der Teilnehmer an der Stadt-Fernsprecheinrichtung in Berlin“ so einiges über die Stadt und ihre Bewohner*innen erzählen.

Ausdrücklich dankt die Verfasserin der Bearbeitung des Textes durch Helen Theinpeitsch¹¹, der Bibliotheksleiterin im Zentrum für Zeithistorische Forschung, die just währenddessen eine frühe „Telefon“-Publikation der Museumsstiftung Post- und Telekommunikation für die Nutzung in ihrer Institution über den Leihverkehr bestellt hatte.

1. Vgl. zur Geschichte des Telefons u. a. *Telefone 1863–2000. Aus den Sammlungen der Museen für Kommunikation (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bd. 9)*, hg. von Christel Jörges, Heidelberg 2001; Thomas, Frank, *Telefonieren in Deutschland. Organisatorische, technische und räumliche Entwicklung eines großtechnischen Systems*, Frankfurt am Main 1995.
2. Grosse, Oskar, *40 Jahre Fernsprecher Stephan – Siemens – Rathenau*, Berlin 1918.
3. *1881 Berlins erstes Telefonbuch*, hg. von Gerhild H. M. Komander, Berlin 2006, erschienen zum 125. Jubiläum des Telefonbuchs.
4. Vocke, Friedrich Ludwig, *50 Jahre Berliner Fernsprechbuch*. In: *Archiv für Post und Telegraphie* (1931) 6, S. 145–161.
5. *Verzeichnis der bei der Fernsprecheinrichtung Beteiligten. Fernsprech-Vermittlungs-Anlage in Berlin. Berlin 1881*, Darmstadt 1959.
6. Jäckel, Helmut, *Menschen in Berlin, das letzte Telefonbuch der alten Reichshauptstadt 1941*, Stuttgart 2000; Jäckel, Helmut, *Das Fernsprechbuch als Zeitdokument. Anmerkungen zu „Menschen in Berlin. Das letzte Telefonbuch der alten Reichshauptstadt 1941“*. In: *Das Archiv. Post- und Telekommunikationsgeschichte* (2002), 3, S. 20–35.
7. *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 3: Deutsches Reich und Protektorat Böhmen und Mähren. September 1939 – September 1941*, München 2012, S. 262.
8. Vgl. *Erst lesen – dann einschalten! Zur Geschichte der Gebrauchsanleitung. Eine Publikation des Museums für Post und Kommunikation Berlin, [30.1.–25.5.1997] anlässlich der gleichnamigen Ausstellung*, hg. von Joachim Kallinich, Berlin 1997 sowie Schwender, Clemens, *Wie benutze ich den Fernsprecher? Die Anleitung zum Telefonieren im Berliner Telefonbuch 1881–1996/97 (Technical writing, Bd. 4)*, Diss. Berlin 1996, Frankfurt am Main u. a. 1997.
9. <https://www.berlin.de/sen/kultur/kulturpolitik/kulturelle-teilhabe/digitalisierung/digitalisierung-von-objekten/> [letzter Zugriff: 29.03.2021].
10. <https://www.digis-berlin.de/> [letzter Zugriff: 29.03.2021].
11. <https://zzf-potsdam.de/de/mitarbeiter/helen-theinpeitsch> [letzter Zugriff: 29.03.2021].